

Gottes Offenbarung als Norm für die Kirche

Der jetzige Münchener Kardinal, *Reinhard Marx*, publizierte 1990 seine fundamentaltheologische Dissertation mit der Frage „Ist Kirche anders?“.¹ 30 Jahre später, im 3. Jahrtausend n.Chr., beantworten die meisten Zeitgenossen diese Frage zweifellos mit einem Nein. Beide Institutionen, Kirche wie Staat, wollen dem Wohl des Menschen dienen. Angesichts des einen Zieles tritt heute Distinktives zwischen beiden kaum mehr hervor. Wer jedoch Wurzeln und Wirken beider Organisationen genauer beachtet, sieht mehr. Es zeigt sich zwischen beiden ein Unterschied, der sich als elementar erweist. Er betrifft die Verantwortungsbasis und mag knapp gefaßt lauten: Im modernen demokratischen Staat ist das Volk der Träger der Staatsgewalt, es trifft in Wahlen und Abstimmungen die politischen Entscheidungen. Die Kirche hingegen hat – nach katholischem Verständnis – ihr Fundament nicht in der diesseitigen Realität, sondern in der göttlichen Offenbarung, und bezieht daraus ihre Leitlinien. Obwohl beide, Staat und Kirche, um des Menschen willen kooperieren, sind sie doch auseinanderzuhalten.

Kirche verzichtbar?

Die genannte Differenz bestimmte auch die Online-Tagung: „Staat und Kirche: Kooperation und Distinktion“², deren gedanklicher Rahmen von der viel zitierten These ausging, daß der freiheitliche, säkularisierte Staat „von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann“. Die These stammt von dem ehemaligen Verfassungsrichter *Ernst-Wolfgang Böckenförde* († 2019). Dieser wollte einerseits nicht zuletzt die Unverzichtbarkeit christlichen Gedankenguts für staatliche Prosperität sicherstellen. Zur inneren Logik seines Satzes gehört andererseits, daß Bürgersinn und Christsein nicht in eins fallen. Wenn staatliche Kategorien den kirchlichen identisch würden, hätte die Kirche nicht jenes „Mehr“, das der Staat benötigt. So braucht denn auch die Glaubensgemeinschaft in jeder Gesellschaft einen gewissen Selbstschutz – wenngleich dieser sie nicht verleiten darf, sich auf die selige Insel zurückzuziehen und sich so der Menschheit zu entfremden. Die Kirche steht unter dem Auftrag ihres Herrn: „Geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28,29). Die Kirche muß demnach ihre Netze auswerfen, weil sie um des Menschen willen da ist. Wenn sie dem Herrn gehorcht, wird ihr Fang um so reicher sein, je mutiger sie ihren Hafen verläßt und sich aufs offene Meer wagt.

Genau von dieser Überzeugung geht offenbar Papst *Franziskus* aus. Er hat eine Weltbischofssynode einberufen. Damit will er einen Prozeß anstoßen, „von dem niemand ausgeschlossen wird“. Alle Getauften sind in eine „missionarische Kirche“ einzubeziehen, damit „im Hinhören auf die anderen“ ein „gemeinsames Gehen“ möglich wird. So heißt es im offiziellen Vorbereitungspapier³, das neben gedanklichen Grundlinien eine Vielzahl von konkreten Anregungen formuliert.

Kirche ohne Glaubensfundament?

Fatal wäre es allerdings, würde durch die generelle Befragung der *Mainstream* zum inspirierenden Fundament der Glaubensgemeinschaft. Dann übernehme die Kirche, dem Staat ähnlich, ihre Legitimation vom Volkswillen. Damit löste sich die Kirche von ihrer Glaubensbasis, um sie nach staatlichem Vorbild rein diesseitig-menschlicher Rationalität zu unterstellen. Solch einen Irrweg geht etwa der deutsche „synodale Prozeß“, wenn seine Statuten – genau wie in der parlamentarischen Demokratie – jedwede Materie dem Votum der Synodalen unterwerfen und so unterschlagen, daß bestimmte Glaubensdaten den Katholiken vorgegeben sind. Eine derartige Verkennung der Distinktionen zwischen Staat und Kirche geht freilich einher mit dem verbreiteten Lebensgefühl unserer Tage. Sie korreliert mit der generellen Unfähigkeit, im Empirischen noch Transzendentes wahrzunehmen. *Charles Taylor*, unbestritten einer der weltweiten Vorreiter auf dem Feld der Soziologie und der Philosophie, enthüllt dieses moderne Unvermögen in seinem monumentalen Hauptwerk „Ein säkulares Zeitalter“. In unserer Zeit gelte für die Strukturen des Lebens lediglich die „diesseitige Ordnung“. Diese könne „unabhängig und ohne Bezugnahme auf ‚Übernatürliches‘ oder ‚Transzendentes‘ gedeutet werden“.⁴ Bei entsprechender Verkürzung der religiösen Wahrnehmung wird dann etwa aus der sakramentalen Taufe ein Akt der Kircheneingliederung, aus der Eucharistie ein gehobenes Gemeinschaftsmahl, aus der Priesterweihe die Bestellung von Kirchenmitarbeitern, aus der Ehe „ein weltlich Ding“. Der Glaubensgemeinschaft blieben diesseitige Ordnungskategorien. Und die Kirche beginge einen methodischen Denkfehler, wenn sie für ihre Sendung das Leitsystem übernehme, das die parlamentarische Demokratie prägt. Sie schüfe sich ein neues Fundament und reduzierte ihre Glaubensbasis nach staatlichem Vorbild auf den „guten“ Menschenverstand.

„Fehl Gottes“ (Hölderlin)

Abträglicher noch als bloß denkerischer Schlendrian wäre der verursachte Glaubensschaden. Aus der Blindheit für die biblische Basis folgt nämlich der „Fehl Gottes“ (*Friedrich Hölderlin*) als solcher. Wenn statt der göttlichen Offenbarung „das Volk“ zum Fundament aller Orientierung avanciert, verschwindet aus der Kirche auch dessen Autor und Garant, Gott selbst. Und die menschliche Gemeinschaft bleibt sich selbst überlassen. Sie muß daher in sich selbst die Kraft für ihr Wirken finden. Die vom emeritierten Papst *Benedikt XVI.* beklagte „Gottvergesenheit“ greift um sich. Sie hinterläßt sogar ihre Spuren im erwähnten *Vademecum*. Dieses Dokument gibt Gott selbst keinen Raum, geschweige denn in seinem dreifaltigen Glanz. Das Wort Gott dient eher als Referenzpunkt oder als besitzanzeigender Genetiv im Ausdruck „Volk Gottes“. Der Ausdruck „Kirche“ findet sich einhundertzwölfmal, der Name Jesus nur siebzehnmals. Solche Wortstatistik mag man als Kuriosität abtun. Doch sie paßt leider genau in den Kontext unseres transzendenzfremden Lebensgefühls. Etwa die Hälfte der Minister der neuen deutschen Bundesregierung berief sich bei der Vereidigung nicht auf Gott. Unserem jüngst wiedergewählten Bundespräsidenten gelang es 2020 sogar, eine

Weihnachtsansprache ohne jede christliche Andeutung zu halten. „Hilf dir selbst, sonst hilft dir keiner“ lautet der Titel eines Buches, das den Zeitgeist auf den Punkt bringt.⁵

Wissenssoziologisches

Aus Sprachlosigkeit aber folgt Vergessen. Die Wissenssoziologie weiß: „Die subjektive Wirklichkeit von etwas, das nie besprochen wird, fängt allmählich an, hinfällig zu werden.“ Artikulation hingegen „begreift eine Welt und erzeugt sie“.⁶ Demnach zerfällt unser Glaube ohne die Benennung seines Heilsträgers.

Bei so viel Verwirrung besteht Klärungsbedarf. Er betrifft zunächst die Theologie, dann aber auch unser Bürgersein. Denn ohne korrekte Fundierung der Kirche entfällt der christliche „Überschuß“ zum Gelingen staatlicher Vollzüge. Die Wurzeln der Glaubensgemeinschaft sind dringend aufzuzeigen. Wie tat uns Gott seinen Heilswillen kund? Je klarer die Antwort auf diese Frage ausfällt, desto deutlicher werden auch die Unterschiede zwischen Kirche und Staat.

Jahwes Option für Israel

Markant für Gottes Handeln an und mit der Menschheit ist nach jüdisch-christlicher Tradition Israels Erwählung. Zur Bestimmung der Sendung der Kirche darf sie, wie das Alte Testament insgesamt, keineswegs übergangen werden. In der Berufung *Abrams* wird Israels Erwählung zur Verheißung: „Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein.“ (Gen 12,1-3). Das Motiv für Schöpfung und Erwählung ist demnach Gottes Wille, sich selbst zu verschenken. Dieses unbegrenzte Wohlwollen kommt in Israel immer wieder zur Sprache; dessen Geschichte und Liturgie sind davon durchzogen. Sein Anteil-Geben reicht über die Volksgrenzen hinaus. In den Psalmen werden alle Nationen aufgerufen, Jahwe zu preisen. Auch die Weissagungen der Propheten betreffen nicht selten andere Völker, die dann sogar, ohne es zu wissen, im Namen Gottes handeln. Alles Geschehen auf Erden dient dazu, daß zur gegebenen Zeit alle Menschen ihr Heil in Jahwe finden. Ein neuer Himmel und eine neue Erde warten.

Solche Erwählung gründet in der exklusiven Zugehörigkeit Israels zu Jahwe. Er stiftet einen Bund. Diese Beziehung wird im Alten Testament durch eine Fülle von Vergleichen ausgedrückt. Am häufigsten kommt sie im Bild der ehelichen Gemeinschaft zur Sprache, etwa bei *Hosea* (ca. 750 vor Chr.): „An jenem Tag – Spruch des Herrn – wirst du zu mir sagen: mein Mann, nicht mehr: mein Baal! (...) Ich traue dich mir an auf ewig, ich traue dich mir an um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht meiner Treue, voll Liebe und Erbarmen“ (Hos 2,18. 21f.). Jahwe gestaltet die Erlösungsgeschichte der Menschen folglich nicht in distanzierter Selbstisolierung. Er ist kein „Allah“, der absolutistisch über den Wolken thront. Seine Natur ist vielmehr die Liebe. Und diese will Nähe und Aufwertung des andern durch Einbeziehen und Mitwirkung.

Doch obwohl Israel einen besonderen Part im Gang der Dinge einnimmt, gelten Jahwes Segenswille und seine Liebe nicht allein diesem Volk.⁷ Es durchzieht schon den Alten Bund ein Missionsgedanke. Wie Jahwe nicht saturiert und passiv bei sich allein bleibt, so darf auch Israel seine Begnadung nicht für sich behalten. Bereits *Mose* verkündet als Jahwes Bote in Ägypten seinen mächtigen Gott, als er die Unterlegenheit der ägyptischen Götter demonstriert (Ex 7-11). Die Aufnahme von Fremden in die israelische Glaubensgemeinschaft war offenbar keine Seltenheit, denn das 5. Buch Moses stellt für sie eine Anzahl von Regeln zusammen (Dtn 23,2-8). Die Heilung des Hauptmanns *Naaman* führt zum monotheistischen Bekenntnis dieses syrischen Heiden: „Jetzt weiß ich, daß es nirgends auf der Erde einen Gott gibt außer in Israel“ (2 Kön 5,15). Verschiedene Propheten proklamieren, daß alle Nationen in Jerusalem Jahwe anbeten werden. *Jeremia* etwa versichert: „Herr, ... Zu dir kommen Völker von den Enden der Erde und sagen: Nur Trug erbten unsere Väter, Wahngebilde, die nichts nützen ... Darum siehe, ich bringe sie zur Erkenntnis; diesmal bringe ich sie zur Erkenntnis meiner Macht und meiner Stärke, und sie werden erkennen: Mein Name ist Jahwe, der Herr“ (Jer 16,19-21). Die Heilsgeschichte zeigt, wie solcher Missionsauftrag Jahwe und sein Volk in gegenseitiger Rückkoppelung verbindet. Selbst in den benachbarten Heidenstämmen herrscht diese Überzeugung *ex negativo*: Das verheerte Israel verleitet sie zu Spott und Hohn, weshalb der Psalmist angesichts des verwüsteten Sion und des zerstörten Tempels in Jerusalem klagt: „Warum sollen die Heidenvölker sagen: ‚Wo ist denn ihr Gott?‘“ (Ps 79,10) Solcher Einspruch ergibt nur Sinn, weil Israels Erwählung die Ehre des einen Gottes unter den Menschen wirken und mehreren sollte.

Das Alte Testament zeigt, wie sich Jahwes Heilszusage an *Abram* und dessen Bund (Gen 15) weitet. In einem langen Geschichtsprozeß avanciert der Ersterwählte im Kreis der Nationen gleichsam zum Stellvertreter Jahwes. Israel wird in der Menschheit gewürdigt, „in besonderer Weise Jahwes Gegenwart zu repräsentieren“⁸. Jahwe setzt also auf Israel; es soll den Gedanken an ihn wachhalten.

Jesus Christus

Diese Absicht wird im Neuen Bund keineswegs hinfällig. Im Gegenteil, sie ist das zentrale Erbe, welches das Volk Israel der Kirche hinterließ. Von *Augustinus* ist der Satz überliefert: „Novum Testamentum in Vetere latet, et in Novo Vetus patet – Das Neue Testament liegt im Alten verborgen, und das Alte erschließt sich im Neuen“.⁹ Gottes Heilsgeschichte beginnt also keineswegs erst mit Jesu Auftreten; sie wird durch ihn vielmehr fortgesetzt und zum Höhepunkt geführt. Lange Zeiten theologischen Verschweigens des Alten Bundes unter dem Einfluß etwa eines *Friedrich Schleiermacher* († 1834) oder eines *Adolf von Harnack* († 1930) liegen – Gott sei Dank – hinter uns. Heute sagt ein anderer evangelischer Universitätslehrer, *Peter Stuhlmacher* (* 1932), wir müßten „das Alte Testament unaufhörlich durchforschen und kirchlich lebendig machen, um Jesus und das Evangelium selbst zu verstehen und andern verständlich zu machen“.¹⁰

Jesus Christus vollendet Jahwes Heilsplan. Und er „erzieht“ seine Jünger – gleich dem alttestamentlichen Erwähler – zu missionarischen Vorarbeitern und trägt ihnen wie der Kirche aller Jahrhunderte auf, Salz und Licht zu sein für die Welt (Mt 5,13-15). Die Qualität des Salzes ist uns geläufig. Fäulnis, Reinigen und Würzen assoziieren sich. Seine natürliche Brauchbarkeit liegt auf der Hand. Doch bei aller Wertschätzung mag gelegentlich seine schmerzende Ätzung irritieren, wenn es sein Umfeld herausfordert; wenn es seinen „Biß“ zeigt. Verschenkt es diesen, dient es zu nichts mehr. Es wird fad, ausgelaugt, weggeworfen, sogar „zertreten“. Offensichtlich will der Herr vor solchem Versagen warnen. Eine ähnlich ermahrende Absicht hat sein Wort vom „Licht“. Wie die Stadt auf dem Berg weist es dem nächtlich Suchenden den Weg, läßt Menschheit und Öffentlichkeit die richtige Richtung erkennen.

Beide Bildworte benennen Notwendiges, das sich freilich vom Umfeld absetzt. Was an Jesu Wort überraschen mag, sind Gewicht und Grenze, die er der Jünger-gemeinde gegenüber ihrer Welt einräumt und die beide ihr Anderssein unumgäng-lich machen. Die Jünger des Herrn können ihren Mitmenschen den Weg zum Heil nur erschließen, indem sie kontrastieren.

Kundenfreundlichkeit

Freilich setzt der geforderte Dienst eine gewisse Anerkennung seitens der Adres-saten voraus. Bei den Mitmenschen beliebt zu sein, ist durchaus erstrebenswert, obwohl der Kontrast oft provoziert und Kritik einbringt. Der Sinn von Salz und Licht liegt nicht in den Elementen selbst. Sie haben vielmehr Dienstfunktion. Ge-salzen wird etwas zum Zweck der Haltbarkeit. Und wenn das „Licht“ des zu Chris-tus Gehörenden „vor den Menschen leuchten“ soll, dann, um die Gemeinde trans-parent werden zu lassen auf den Vater im Himmel. Durch ihr Anderssein sollen die Jünger Gott anwesend machen, „...damit sie euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 17,16).

Daß Jesu Gemeinde als Salz und Licht auf den Vater verweisen und nicht nach gesellschaftlichem Applaus schielen soll, hat der heilige *Augustinus* der Kirche ins Stammbuch geschrieben. Sein Kommentar zum Psalm 66 (65) läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Zur Aufforderung des Psalms „Jauchzt vor Gott, alle Länder der Erde! Spielt zum Ruhm seines Namens!“ kommentiert er, man solle offenbar ein Musikinstrument herbeischaffen und diesem die Töne zum Gesang entlocken. Gott müsse den Gesang hören, und die Mitmenschen auch. Doch soll-ten sich die Musiker hüten, im eigenen Namen zu singen und zu spielen. Die Men-schen sollen „eure guten Werke sehen und nicht euch preisen, sondern Gott“. Der Herr selbst lege fest: „Wenn du es deshalb tust, damit du gepriesen wirst, dann fällt es unter mein Verbot, tust du es aber, damit Gott gepriesen wird, dann ent-spricht es meinem Befehl.“¹¹

Der Wink des *Augustinus* findet im Evangelium allerorten seine Bestätigung. Im-mer wieder zeigt sich: Nichts ist Jesus Christus wichtiger als Gottvater und dessen Ehre. Das zeigt sich etwa im Herrengebet. In ihm offenbart der Herr den Jüngern die tiefste Sehnsucht seines Herzens. Darum ist uns die Lehre, die er im Vaterunser

über Gebetsinhalte gibt, ein unüberholbares, bleibendes Modell. Sie bleibt die fundamentale Hermeneutik für alle kirchliche Pastoral im Sinne Jesu. Und was teilt er als das wichtigste Anliegen mit? Nichts, wonach das menschliche Herz generell verlangt: Essen, Wohnung, Gesundheit, Erfolg, Friede und bürgerliche Sicherheit. All das bewegt Jesus im Vaterunser nicht primär. Er verweist zuerst auf den himmlischen Vater – jenseits der Alltagsbedürfnisse: „Geheiligt werde dein Name“ (Mt 6,9)! Jesu Tun und Lassen kreist in tiefer Intimität um den Vater. Um ihn geht es zuerst und vor allem.

Paulus

Einer solchen persönlichen Nähe zum Vater gibt *Paulus*, der Theologe, eine kosmische Perspektive. Er lehrt¹², daß Gottes geheimnisvoller Wille schon vor Erschaffung der Welt darauf abzielt, in Christus das Weltall neu und abschließend zu deuten. Wesentlichen Anteil an dieser „Einverleibung“ des Alls in Christus (Eph 1,10) hat dabei die Sendung der Kirche.

Christi Hingabe am Kreuz galt zunächst den „verlorenen Schafen“ Israels, einer inchoativen Kirche. Israel kann „in der Tat im Sinne der Erwählung und Erwartung Kirche genannt werden“¹³, ein hoffendes, adventliches Gottesvolk. Es wurde dann von Gott zusammen mit den Heiden in Christus am Kreuz erhöht, in den Himmel versetzt und lebendig gemacht. Die verbindende Klammer aller sieht *Paulus* in der Taufe. Durch sie werden die Glaubenden in den fortlebenden Christus inkorporiert und weilen fortan in ihm. „Wir sind Kirche“ entsteht in Christus – aber nicht als diesseitiger Protestgesang, sondern weil Christus uns auf seine Himmelsreise gleichsam mitgenommen hat.

Paulus bedenkt die Konsequenz, die aus dem Kirche-Sein folgt: Das Heil steht offen. Doch hat die Kirche zugleich eine Sendung. Gottes Wundertat an den Gläubigen geschieht nämlich nicht nur ihretwegen, sondern sozusagen auch aus eigenem Interesse. Er wollte nämlich „den kommenden Zeiten den überfließenden Reichtum seiner Gnade zeigen“ (Eph 2,6). Gottes Gnadentat an den Getauften zielt gleichfalls auf deren machtvolle Proklamation in die Zeit. Die „kommenden Äonen“ sind angesagt. Oder anders: das Evangelium nimmt seinen Weg in die Öffentlichkeit der Weltgeschichte. Ihr muß Gottes Großtat und Zuwendung bekannt gemacht werden. Die Gläubigen wurden gewürdigt, „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Eph 2,19) zu sein. Solch hohe Auszeichnung muß auf andere ausstrahlen. Genau diesen Auftrag hat die Weisheit Gottes der Kirche zuge-dacht, und deshalb betritt sie die Räume und Zeiten der Jahrhunderte. Vom gekreuzigten Herrn her soll durch die Gemeinschaft der Erlösten die Gnadenbegegnung Gottes mit der Weltgeschichte ihren Lauf nehmen. „Damit ist in dem erhöhten Christus die Kirche für die Augen der Zukunft offenbar geworden“, so *Heinrich Schlier*.¹⁴

Hingeordnet auf die Weltgeschichte

Die Grundsending der Glaubenden liegt nach dem Apostel *Paulus* darin, das All zu erfassen, um es Christus zuzuführen. Wegen dieses ihres theozentrischen Auftrags rief Gott die Kirche ins Dasein. Was vor Christi Erhöhung den Mächten verborgen war, „das vollzieht sich nun praktisch im Kosmos durch die Kirche. Denn indem der erhöhte Christus durch seine Gaben seinen Leib in seinen ‚Heiligen‘ erbaut zu ihm selbst hin, lassen diese auch das All zu ihm wachsen“.¹⁵

Der Exeget schlußfolgert aus den paulinischen Versen einige Wesenszüge der Kirche. Sie sei „eine von vornherein öffentliche Größe, genauer: eine der Öffentlichkeit von vornherein zugeordnete Größe“. Sie könne darum grundsätzlich nicht auf den Öffentlichkeitsanspruch verzichten.¹⁶ Ihr Öffentlichkeitswille entspringe nicht einem Geltungsdrang, sondern ihrer Pflicht. Sie existiere, damit Christus, seine Auferweckung und Erhöhung kommenden Äonen offenbart werde. Freilich müsse die Kirche auf die Weitergabe des erlösenden Heils gerichtet bleiben. Beim Öffentlichkeitscharakter der Kirche gehe es um die Anwesenheit der Gnade in den Welten. Ihre gesellschaftliche Greifbarkeit verdürbe, wenn sie zum Geltungsdrang würde oder wenn sie sich zu einer der Weltmächte machte. Auch sei alle Selbst- und Fremdsicht irrig, die aus der Angst entspringt, „nicht mit der Zeit mitzukommen ... Die Kirche ist ja als das Dokument der Gnade, durch das diese der Öffentlichkeit sichtbar werden soll, jeder Zeit voraus. Die Zeiten kommen auf sie zu, nicht sie auf die Zeiten.“¹⁷

Die gigantischen, kosmischen Dimensionen des paulinischen Denkens möchten uns, seinen Hörern, den Atem verschlagen. Wir wagen die Abmessungen des Universums und den Machtbereich der Heilsgeschichte kaum noch mit „Kirche“ zusammenzudenken. Zwar übersieht *Paulus* in seinem apostolischen Realismus nicht, daß „Flecken, Falten oder andere Fehler“ (Eph 5,27) ihre Schönheit verschandeln und ihrem Auftrag zuwiderlaufen. Und wie die scharfen Interventionen in seinen Briefen erkennen lassen, ist er keinesfalls bereit, mit einem „Schwamm drüber“ das Widergöttliche zu banalisieren. Doch begnügt er sich nicht damit, seine Kirchenvorstellung resigniert oder diplomatisch auf einen kleinen Vorgarten zu reduzieren, der aufzuhübschen ist – vielleicht sogar, um den ohnehin geprüften Christen entgegenzukommen. Nach dem Völkerapostel obliegt der Kirche nichts weniger, als in das fundamentale Heilswerk Gottes in Jesus Christus einzutreten. Es geht um den großen Sinn der Weltgeschichte; die Schöpfung als ganze ist betroffen. Erst in einem solchen Dienst stellt die Kirche „Christus in seiner vollendeten Gestalt“ dar (Eph 4,13).

Aschenputtel Kirche

Die Tagung der *Hanns-Seidel*-Stiftung hat mit der erwähnten Sentenz *Böckenfördes* zum Nachdenken über das Zueinander von Staat und Kirche angeregt. Vielleicht kann ein solches Nachdenken unter Christen den Rang von Gott und von seiner Geschichte mit uns Menschen neu bewußt machen. Das wäre dann ein Dienst nicht nur am „Aschenputtel Kirche“, sondern auch und gerade am staatlichen Gemeinwohl.

Anmerkungen

- 1) Reinhard Marx, *Ist Kirche anders? Möglichkeiten und Grenzen einer soziologischen Betrachtungsweise*, Paderborn, München [u.a.] 1990.
- 2) Expertengespräch der Hanns-Seidel-Stiftung vom 8. März 2022 mit dem ehemaligen Richter am Bundesverfassungsgericht, Prof. Dr. Dr. Udo Di Fabio, zum Thema „Was erwartet der Staat von der Kirche?“ und mit dem emeritierten Kurienkardinal Paul Josef Cordes zum Thema „Gottes Offenbarung als Norm für die Kirchen“. Die hier abgedruckte, leicht überarbeitete Fassung verzichtet auf den soziologisch korrekten Plural.
- 3) *Vademecum*, in: *Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung. Vademecum für die Synode zur Synodalität. Offizielles Handbuch für die Beratungen in den Ortskirchen: Erste Phase [Oktober 2021 – April 2022] innerhalb der Diözesen und Bischofskonferenzen. Zur Vorbereitung der Generalversammlung der Bischofssynode im Oktober 2023, Veröffentlichung des Generalsekretärs der Bischofssynode, Vatikanstadt, September 2021*, in: <https://www.synod.va/content/dam/synod/document/common/vademecum/Vademecum-DE.pdf> [aufgerufen am 11.04.2022], Nrn. 2, 15, 30.
- 4) Charles Taylor, *Ein säkulares Zeitalter*, Frankfurt/Main 2009, 990.
- 5) Josef Kirschner, München, Zürich, 1979.
- 6) Peter L. Berger/Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt/Main 1970, 164.
- 7) Quelle für die nachfolgend wiedergegebenen Gedanken ist Edmond Jacob, *Théologie de l'Ancien Testament*, Neuchatel 1955, 163-181.
- 8) Ebd. 164.
- 9) Augustinus, *Quaestionum in Heptateuchum liber 2,73*: PL 34,623; CCL 33,106; CSEL 28, III, S. 141.
- 10) In: Peter Kuhn (Hrsg.), *Gespräch über Jesus. Papst Benedikt XVI. im Dialog mit Martin Hengel, Peter Stuhlmacher und seinen Schülern in Castelgandolfo 2008*, Tübingen 2010, 102 f.
- 11) *Videant bona facta vestra et glorificent non vos, sed deum ... Si ideo facis ut tu glorificeris, hoc prohibui; si autem ideo ut deus glorificetur, hoc iussi.* Augustinus, *Enarrationes in Psalmos 61-70*, ed. by Hildegund Müller (= *Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum*, Bd. 94/2), Wien 2020, 154 f.
- 12) Das Folgende verdankt sich Heinrich Schlier, *Die Kirche nach dem Brief an die Epheser*, in: ders., *Die Zeit der Kirche. Exegetische Aufsätze und Vorträge*, Bd. 1, Freiburg 1966, 159-186.
- 13) Ebd., 164.
- 14) Ebd., 168.
- 15) Ebd., 169.
- 16) Heinrich Schlier, der bis 1953 evangelisch war, suchte mit seiner Konversion in die katholische Kirche offenbar auch deren Sichtbarkeit.
- 17) Heinrich Schlier, *Der Brief an die Epheser*, 2., durchges. Aufl., Düsseldorf 1958, 114.

Der emeritierte Kurienkardinal Paul Josef Cordes war Präsident des Päpstlichen Rates „Cor unum“. Er wirkt in Rom.